Genossenschaftliche Volksbibliothek.
Herausgegeben vom Sekretariat
des
Verbands schweizerischer Konsumvereine.
4. Heft.

Genossenschaftliche Selbsthülfe.

Von
Dr. Julius Platter
o. Professor der Staatswissenschaften am eidg. Polytechnikum in Zürich.

Dritte, veränderte und vermehrte Auflage.

Verband schweiz. Konsumvereine.
Kommissionsverlag der Basler Buch- und Antiquariats-Handlung
vormals Ad. Geering.
1905.

Empfehlenswerte Schriften
über das
Genossenschaftswesen.

Zu beziehen durch das Sekretariat des Verbands Schweiz. Konsumvereine in Basel, Thiersteinerallee 14 oder durch die Basler Buch- und Antiquariats-Handlung vormals A. Geering, Basel, Bäumleingasse.

Die schweizerischen Konsumgenossenschaften, ihre Entwicklung und ihre Resultate. Von Dr. Hans Müller. 455 Seiten, broschiert. 5 Fr.

Erwerb und Konsum oder **Wo steckt der Profit?** Von Prof. Dr. J. Platter in Zürich. 32 Seiten, 25 Cts. (Heft 1 der Genossenschaftlichen Volksbibliothek.)

Wesen, Grundsätze und Nutzen der Konsumvereine. Von Dr. Hans Müller. 47 Seiten. 25 Cts. (Heft 2 der Genossenschaftlichen Volksbibliothek.)

Die Stellung der Konsumenten zur Gesetzgebung betreffend den unlauteren Wettbewerb und Hausierhandel nebst Anhang: Geschäftsreisende contra Hausierer. 58 Seiten. 25 Cts. (Heft 3 der Genossenschaftlichen Volksbibliothek.)

Protokoll der Delegiertenversammlung schweizerischer Wirtschaftsgenossenschaften in Zürich, den 20. März 1898, nebst einem Anhang: Einige Schlaglichter auf die Besteuerung der Wirtschaftsgenossenschaften in der Praxis. 136 Seiten, 1 Fr.

Protokoll des I. konstituierenden Genossenschaftskongresses in Olten, den 19. Februar 1899. 104 Seiten, 1 Fr.

Erster Jahresbericht über die Tätigkeit des Schweiz. Genossenschaftsbundes im Jahre 1899/1900. Nebst einem Anhang: Aktenstücke betreffend die Besteuerung der Wirtschaftsgenossenschaften. 63 Seiten, 50 Cts.

Zweiter Jahresbericht über die Tätigkeit des Schweizer. Genossenschaftsbundes im Jahre 1900/01, nebst **Protokoll** des II. Genossenschaftskongresses in Basel, den 25. März 1900 und einem Anhang: Der britische Genossenschaftskongreß in Cardiff 1900. 116 Seiten, 1 Fr.

Protokoll des III. Genossenschaftskongresses und der damit verbundenen Protest-Manifestation betr. das bundesrätliche Verbot der Teilnahme von Beamten an der Verwaltung der Konsumvereine, abgehalten in Zürich, den 14. April 1901. 79 Seiten, 1 Fr.

Genossenschaftliche Volksbibliothek.
Herausgegeben vom Sekretariat
des
Verbands schweizerischer Konsumvereine.
1. Heft.

Genossenschaftliche Selbsthülfe.

Von
Dr. Julius Platter
o. Professor der Staatswissenschaften am eidg. Polytechnikum in Zürich.

Dritte, veränderte und vermehrte Auflage.

Verband schweiz. Konsumvereine.
Kommissionsverlag der Basler Buch- und Antiquariats-Handlung
vormals Ad. Geering.
1905.

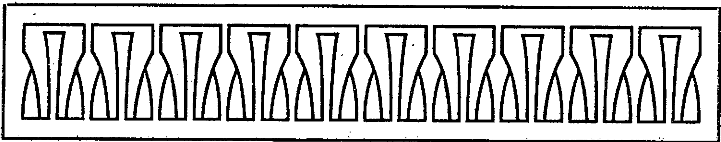
Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist im Wesentlichen die Reproduktion eines am 20. Mai 1894 auf dem Verbandstag der ostschweizerischen landwirtschaftlichen Genossenschaften zu Brugg gehaltenen Vortrags, der bereits in zwei Auflagen im Verlag des genannten Verbandes erschienen ist.

Nachdem auch die zweite Auflage schon seit längerer Zeit vergriffen ist, erscheint nun im Verlag des Verbands schweizerischer Konsumvereine eine dritte, welche für einen andern Leserkreis bestimmt ist. Es mußten daher die speziell für Landwirte berechneten Stellen weggelassen und der Vortrag in eine Abhandlung umgewandelt werden. Das gab Anlaß zu einigen Aenderungen im bisherigen Text, sowie Gelegenheit zu etwelchen literarischen Ergänzungen. Es liegt also eine etwas veränderte und vermehrte Auflage vor. Alles Wesentliche ist nach Form und Inhalt gleich geblieben.

Sachseln, zu Ostern 1905.

Der Verfasser.



I. Einleitung.

Es hat noch nie eine Zeit gegeben, in der man auch nur annähernd soviel über wirtschaftliche Dinge nachdachte und sprach und schrieb und stritt wie heute.

Das kommt offenbar davon her, daß wir uns in einer außerordentlich schwierigen und verwickelten Lage befinden, die wir noch nicht deutlich verstehen, in einem Labyrinthe, dessen Ausgang wir noch nicht entdeckt haben.

Ganz organisationslos kann die menschliche Gesellschaft allerdings nie sein, aber eine befriedigende Organisation muß für einen neuen Zustand doch immer erst mit Mühe geschaffen werden. Wir sind in einem neuen Zustand und haben sie noch nicht geschaffen, sind noch so weit davon entfernt, daß selbst über das Prinzip, über die Grundform derselben die Meinungen himmelweit auseinandergehen und verschiedenen Parteien den Ursprung gegeben haben, welche sich gegenseitig auf das schärffste bekämpfen.

Das spätere Mittelalter hatte eine ziemlich vollständige und genügende Wirtschaftsordnung. Die Grundlage derselben bildeten territoriale Einheiten von sehr mäßigem Umfang, die Stadt mit etlichen Quadratmeilen umgebenden Landes. Diese versorgten sich gegenseitig mit fast allen Bedürfnisgegenständen, welche auf dem städtischen Markte nach bestimmten Regeln gemeinnütziger Natur ausgetauscht wurden, und jeder saß in seinem Nahrungskreise so fest und sicher als möglich, wurde jedenfalls kaum durch wirtschaftliche Vorgänge aus demselben herausgeworfen.

Der Bauer war wohl zumeist an seine Scholle geheftet, konnte nicht beliebig verkaufen, verschulden, vererben, zerteilen und benutzen; aber er konnte auch nicht um die Grundlage seiner Existenz gebracht werden, der Bankerott wenigstens war noch nicht erfunden, und seine Abgaben an den Grundherrn waren im eigentlichen Mittelalter zumeist sehr viel leichter zu

tragen als die heutigen Staats- und Gemeindesteuern oder gar Hypotheken- und Wucherzinse. Und auf ebenso festem Boden stand der städtische Handwerker.

So gab es z. B. im 14. und 15. Jahrhundert in England, in allerlei feudale Formen gekleidet, eine Unmasse kleinerer, sehr wohlhabender und freier Bauern, ein blühendes Städtewesen und eine ganz außerordentlich günstige Lage der Arbeiter (Marx, Kapital, I.).

Auch im deutschen Sprachgebiete werden oft die Bauern in durchaus von ihren Feinden geschriebenen Chroniken als verschwenderisch und hochmütig beschrieben, und es geht aus den betreffenden Darstellungen hervor, daß es sehr wohlhabende Bauern gab und daß sie in den herrschenden Ständen lebhaften Neid erregten (S. Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 1. B. X.). Und das Handwerk, dem kein Mittelsmann den richtigen Lohn seiner Arbeit wegschnappte, hatte wirklich noch einen „goldenen Boden". Ein schweizerischer Schriftsteller, Dr. Karl Geiser, schildert uns seine hohe Blüte zu Bern im 15. Jahrhundert, wo der Handwerker anfing, „den Junker zu spielen."

Allein diese ganze ziemlich naturwüchsig von unten herauf entsprossene, nicht von oben herab dekretierte Wirtschaftsordnung war auf eine sehr unentwickelte Technik und einen durch die feudale Auflösung des Staates und deren natürliche Folgen, Mangel an Straßen, öffentliche Unsicherheit u. s. w. außerordentlich erschwerten und verengten Verkehr zugeschnitten, dem sie allein genügen konnte.

II. Liberalismus.

Als infolge der großen geographischen Entdeckungen am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts der internationale Handel einen größeren Aufschwung nahm und die Industrie nach und nach Fortschritte machte, die sie befähigten, größere Warenmassen zu erzeugen, die nicht mehr zwischen Stadt und Land ausgetauscht werden konnten, sondern einen weiten Markt brauchten, da genügte die mittelalterliche Organisation allmählich immer weniger, sie war wie das Kleid des Kindes, in welchem sich der heranwachsende Jüngling nicht mehr rühren kann, sie verletzte die vordringenden, modernsten und schließlich mächtigsten

Interessen, war nicht mehr Schutz und Förderung, sondern Schranke und Fessel und mußte endlich dem Andrang unbefriedigter Bedürfnisse weichen.

Es treten bedeutende Denker auf, die die neuen Erscheinungen im Wirtschaftsleben erkennen, freilich ohne die schließliche Tendenz ihrer Entwicklung zu verstehen, und predigen zunächst, scharf reagierend gegen das alte zum Unrecht gewordene Recht, die reine Negation.

Die vorhandene Organisation mit ihren Zunftordnungen, Lehrlings-Vorschriften, Meisterwerken, Markteinrichtungen, samt den Ein- und Ausfuhrzöllen und -Verboten, Prämien, Privilegien, Reglementen aller Art, die der absolutistische Staat auf die feudalen Einrichtungen des Mittelalters gepfropft hatte, ohne deren Wesen zu verändern, war falsch, also weg mit ihr!

Und da die Dinge erst im Werden, eine neue Organisation also nicht einmal theoretisch möglich war, so dachten sie, man brauche überhaupt nichts dergleichen, sondern das Eigentumsrecht und die freie Bewegung des individuellen Interesses genüge, um die Gesellschaft in Ordnung zu halten und alle zu beglücken.

Das war die Schule der Altliberalen, der sogenannten Physiokraten, welche die moderne Volkswirtschaft nur in ihren ersten, auf alle mögliche Weise gehemmten Schritten marschieren sahen.

Die Menschen, hieß es, haben ein Recht darauf, ihr Leben so glücklich als möglich zu gestalten, aber der Staat hat kein Recht, ihnen vorzuschreiben, wie sie das machen sollen, denn jeder versteht am besten selbst, was ihm frommt. Der Staat soll sich darauf beschränken, Eigentum und Personen gegen alle Angriffe zu schützen, und sich vor allem nicht in wirtschaftliche Angelegenheiten mischen, sondern diese den Einzelnen überlassen. Die freie Konkurrenz aller wirtschaftlichen Kräfte ist der natürliche und allein berechtigte Zustand und führt zum allgemeinen Wohl.

Die großen englischen Nationalökonomen Adam Smith und David Ricardo, die in einem in wirtschaftlicher Hinsicht viel fortgeschritteneren Lande lebten, als jene französischen Sozialphilosophen, deren Nachfolger sie waren, und daher weit mehr moderne Wirtschaft, industriellen Großbetrieb, Kapitalismus vor Augen hatten als jene, waren in Bezug auf den Erfolg des Systems der freien Konkurrenz nicht so sehr sanguinisch. Sie erwarteten nicht, daß unter dem Regime des freien individuellen

Interesses allgemeines Glück sich verbreiten werde, aber sie hielten dieses Regime des bloßen Gehenlassens doch für das relativ beste, jedenfalls für besser als alle staatliche Reglementierung, worin sie nach den ihnen vorliegenden Erfahrungen ganz Recht haben mochten, und fühlten sich offenbar auf die Wahl zwischen dieser und der ökonomischen Anarchie des Liberalismus beschränkt.

III. Manchestertum.

Die Volkswirtschaft nahm (vor allem in England, wo wir allein die klassischen Typen moderner ökonomischer Entwicklung finden und studieren können), als man die alten Fesseln beseitigte, in der Tat einen ungeheuren Aufschwung, erhielt aber zugleich ganz entschieden und immer mehr den Charakter eines Kampfes zwischen entgegengesetzten Interessen, eines Kampfes zwischen Nachfrage und Angebot um den Preis, eines Kampfes der Unternehmer um den Markt und der Besitzenden und Nichtbesitzenden um Rente und Lohn.

Und in diesem Kampfe sollte nach der neuen Lehre, wie sie sich in der sogenannten Freihandelsschule gestaltete, der Schwächere (d. h. zumeist der vom Glück, vom Zufall weniger Begünstigte, der Aermere, der Bescheidenere, der Anständigere) naturgesetzlich also auch ganz rechtmäßig unterliegen, der Stärkere (d. h. nur zu oft der Glückspilz, der Reichere, der Rücksichtslose, der Gewissenlose) siegen —, nämlich reich werden.

Möglichst billig kaufen und möglichst teuer verkaufen war der Inbegriff dieser ganz und gar auf das große Kapital, die Großindustrie und den Großhandel zugeschnittenen Weisheit. Sie waren die Mächtigen in diesem Kampfe, der sich oft wie eine Schlacht zwischen Hasen und Jägern ausnahm, und in den sich der Staat von Naturrechtswegen auf keine Weise einmischen sollte.

So wurde die Nationalökonomie in diesem Zuschnitte, in dem man sie auch als Manchestertum bezeichnet, und in dem sie nun mit dem vollen Klassenbewußtsein des siegreichen, triumphierenden Großbesitzes behauptete, daß der individuelle Eigennutz das einzig berechtigte Prinzip der Wirtschaft sein solle bis an die Grenze des Strafgesetzes (und eventuell, wenn gerade sehr hohe Prozente winken, auch noch ein Stückchen darüber hinaus), die Philosophie, Religion, Moral und Politik, kurz die Allweisheit

des modernen Bourgeois, des reichen Fabrikanten= und Handelsstandes, eine allerdings sehr bequeme Philosophie, die den Stärksten im ökonomischen Kampfe aller Rücksichten, aller Pflichten gegen seine schwächeren Gegner und Mitmenschen entband und sein persönliches Geldinteresse zum alleinigen Leitstern seines Lebens machte, von Rechtswegen und ganz wissenschaftlich.

Das schließliche Resultat eines solchen Wirtschaftssystems, wenn es sich ganz frei im Sinne seiner Verfechter entfalten könnte, d. h. wenn immer nur Mann gegen Mann stünde und weder der Staat noch die freie Vereinigung modifizierend eingriffe, ließe sich wohl voraussehen: wenige Riesenvermögen und ein ungeheures Proletariat, das entweder moralisch verkäme oder seine Herren tot schlüge.

IV. Kritik der freien Konkurrenz.

Daß der ökonomische Liberalismus mit seinen hohen Versprechungen und Aussichten Fiasko machte, mußte einsichtsvollen Beobachtern nur zu bald klar werden. Das Fiasko mußte ja in den ersten Zeiten der Entfaltung seines Wirtschaftssystems am eklatantesten sein, weil da alles Gegengewicht gegen die verheerenden Wirkungen des ökonomischen Faustrechts fehlte, weil weder der Staat noch die Koalition hemmend und schützend eingriff.

Der Franzose Sismondi erklärt 1819, daß die freie Konkurrenz durchaus die Tendenz habe, die Reichen noch reicher und die Armen immer ärmer zu machen und daß, wenn diese Wirtschaft ungehindert vorwärts gehe, furchtbare Katastrophen zu erwarten seien.

Und der Deutsche Marlo sagt später, in scharfer Formulierung des Gegensatzes zwischen Versprechen und Halten:

Der Liberalismus wollte die Arbeit frei machen und hat sie unter das Joch des Kapitals gebeugt; er wollte die Entfesselung aller Kräfte und hat sie in die Fesseln des Elends geschlagen; er wollte den hörigen Arbeiter von der Scholle entbinden und beraubte ihn des Bodens, auf dem er stand; er wollte den Wohlstand der Gesellschaft und schuf nur Mangel und Ueberfluß; er wollte das Verdienst zu Ehren bringen und hat es zum Sklaven des Besitzes gemacht; er wollte Vernichtung sämtlicher Monopole und hat sie alle durch das Riesenmonopol des

Kapitals ersetzt; er wollte die Aufhebung der Völkerkriege und hat den Bürgerkrieg entzündet; er wollte sich des Staates entschlagen und hat seine Lasten vervielfacht; er wollte die Bildung zum Gemeingut Aller machen und hat sie zum Vorrecht des Reichtums gemacht; er wollte die höchste Sittlichkeit der Gesellschaft und hat sie in sittliche Fäulnis versetzt; er wollte schrankenlose Freiheit und hat die schmählichste Knechtschaft erzeugt; er hat nicht die Verminderung sondern die Vermehrung der Armut und Unredlichkeit bewirkt u. s. w.

Daß die Kräfte des Individuums in den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht ausreichten, um Alle in einen befriedigenden Zustand zu versetzen, war unleugbar. Ein bloßes System des Kampfes muß zahlreiche Verwundete und Leichen geben und es war klar, daß, je akuter, je moderner die Sachlage sich gestaltete, desto weniger für irgend jemand die Sicherheit bestand, nicht selbst in diese traurige Gesellschaft zu geraten.

Die schweren Handelskrisen, die alsbald in ziemlich rascher Aufeinanderfolge über diese neue Wirtschaft hereinbrachen, warfen nicht bloß Massen armer Arbeiter aufs Pflaster, sondern rissen auch in die Reihen der Begüterten klaffende Lücken.

Mit der Zahl der Großbetriebe wuchs auch die Konkurrenz zwischen ihnen, die immerhin gefährlich war. Und mit der Zahl und dem Elend der Proletarier wuchs der Haß gegen den Besitz überhaupt, der ebenfalls nicht ungefährlich und sicher höchst ungemütlich war.

So konnte die Reaktion gegen das System nicht ausbleiben und sie betätigte sich im Leben wie in der Theorie auf die mannigfaltigste Weise, vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, vom wüsten Zerstören von Maschinen und Fabriken durch tollgewordene Arbeiter bis zum polizeigerechten Staatssozialismus konservativ gesinnter Minister.

V. Freie oder Zwangsorganisation?

Offenbar handelt es sich im Grunde darum, für die durch die kolossalen modernen Produktivkräfte geschaffene neue Wirtschaft eine den Bedürfnissen unserer demokratisierten Gesellschaft angemessene Organisation zu finden, deren endgültiges Prinzip nicht mehr der Kampf (der nicht mit dem stets sehr nützlichen

Wetteifer verwechselt werden darf), sondern die Solidarität der Interessen aller sozial nützlichen Arbeit sein muß.

Wie diese Organisation schließlich aussehen wird, das kann heute noch kein Mensch sagen, aber über die Wege, die dazu führen, kann man sich doch ein wenig orientieren. Es gibt nämlich nur zwei: Zwang und Freiheit. Dem Zwang entspricht die Staatshülfe im weitesten Sinn, d. h. jegliche Art staatlichen Regulierens oder Eingreifens, der Freiheit die genossenschaftliche Selbsthülfe ebenfalls im weitesten Sinn, d. h. jede Art freiwilliger Vereinigung zur Erreichung gemeinsamer sozialer Zwecke.

Was ist besser?

Soweit sie ausreicht, unbedingt die letztere, und sie reicht zu sehr vielem aus.

Freiheit ist etwas an sich Wünschenswertes, und wo der Staat, das Gesetz, die öffentliche Gewalt eingreift, da hört sie allemal für alle diejenigen, die nicht einverstanden sind und dennoch irgendwie, direkt oder indirekt, aktiv oder passiv mittun müssen, ganz entschieden auf.

„Der rechtliche Zwang entfernt sich am meisten von der vollen Freiheit des Einzelnen in seiner Zwecksetzung für sich; sein Anspruch auf objektive Geltung muß durch Gewalt sich durchsetzen, und es hat in der Tat etwas Befremdendes, wenn jemand nicht nur unter Regeln gezwungen stehen soll, die er möglicherweise verwirft und überzeugt bekämpfen muß, sondern wenn er sogar infolgedessen gern ausscheiden und auf alle wirklichen oder angeblichen Wohltaten gerade dieser sozialen Gemeinschaft verzichten möchte, es aber nun — nicht darf. Denn die Rechtsordnung erhebt den Anspruch: daß sie allein bestimme, wer zu ihr gehöre und ihr untertan sei, und sie selbst nur gibt autoritativ an, ob und unter welchen Erlaubnisbedingungen jemand von ihrem gebietenden Anspruch frei und ledig sei. Und diese Prätension des Rechts wird um so leichter der Anzweiflung verfallen, wenn man sich erinnert, wie die bestehenden Rechtsgemeinschaften in oft sehr unverständigen geschichtlichen Zufälligkeiten entstanden sind und bestehen, und welche große Rolle bei ihrer Bildung vielfach Willkür, Schlechtigkeit und rohe Gewalt gespielt haben“ (Die Theorie des Anarchismus, von Dr. Rudolf Stammler, Professor des römischen Rechts an der Universität Halle, Berlin 1894, Seite 39 f.).

Dem Gesetze gehorchen, das man sich selbst gegeben, ist Freiheit, sagte einst J. J. Rousseau.

Aber wer ist „man“? Vielleicht eine Parlamentsmajorität, die sich nicht einmal um die Wünsche und Ansichten ihrer eigenen Wähler kümmert, die doch wieder nur andere Wähler gegen ihren Willen majorisiert haben. Oder die Mehrheit der Stimmberechtigten eines Volkes, welche die Minderheit schonungslos zu Boden tritt, und selbst aus einer Masse von Leuten besteht, die nicht einmal wissen, wofür sie gestimmt haben und daher im Gesetz nichts weniger als ihren eigenen Willen erkennen.

Und dann kommt erst noch die Durchführung, d. h. die Bureaukratie mit ihrem Dünkel und ihrer unvermeidlichen Willkür, deren Taten nicht bloß sehr viel Geld kosten, sondern dem Staatsbürger auch noch auf tausenderlei Weise die Gemütsruhe und den Humor verderben.

Zudem ist jede staatliche Maßregel immer und notwendig allgemeiner, sozusagen abstrakter Natur, sie kann besondere Verhältnisse und Bedürfnisse auch innerhalb der Kreise, denen sie nützen soll, nie genügend berücksichtigen. Sie trifft jeden, mag er wollen oder nicht, und verletzt daher immer viele.

Die Selbsthülfe zwingt niemand; wer nicht teilnehmen will an der Aktion, mag wegbleiben oder sich zurückziehen. Die genossenschaftliche Selbsthülfe erschafft tapfere Männer, Kameraden, Freunde, warme Herzen und kühne, offene Geister; die Staatshülfe dagegen nur zu oft Bittsteller, Egoisten, Streber, Hintertreppenschleicher, Antichambrierer. Das einst durch Karl Schenkel trefflich redigierte Organ des Verbands der ostschweizerischen landwirtschaftlichen Genossenschaften, der „Genossenschafter“, sprach in der Nummer vom 27. April 1894, wo er von der Futternot von 1893 und dem guten Willen der schweizerischen Staatsmänner zur Abhülfe erzählte, die einsichtsvolle Hoffnung aus, daß die Staatsmänner jetzt gewiß auch anerkennen werden, „daß die wirksamste Hülfe nicht im Schenken, sondern in der Anregung wirtschaftlicher Impulse bestehe“.

Nun, die Genossenschaft ist selbst das Produkt und Organ eines wirtschaftlichen Impulses und regt solche Impulse bei den Einzelnen sicher noch viel häufiger und lebhafter an, als es die besten Staatsmänner vermögen. Die Genossenschaft sagt:

indem du dir hilfst, hilfst du auch anderen. Der Staat muß nur zu häufig sagen: indem ich dir helfe, schade ich anderen.

Um im Staate etwas durchzusetzen, was nur einer besonderen Gruppe von Menschen nützen soll, müssen zumeist die stets hübsch unsauberen Wege der Politik beschritten werden, man muß gewisse wichtige oder maßgebende Persönlichkeiten gewinnen, Gegner heruntermachen oder stürzen u. s. w. Und wer sich einmal gewöhnt, irgendwie aus den Mitteln oder auf Kosten der Gesamtheit seine Taschen zu füllen, der wird bald unverschämt und unersättlich, wie die deutschen und französischen Agrarier unter Bismarck und Meline.

Die Staatshülfe, wo sie nicht bloß die Natur der Dinge im Gesetz feststellt, sozusagen die allgemeine Vernunft zum allgemeinen Wohl in gebietende oder verbietende Worte faßt, wird auf eigentlich wirtschaftlichem Gebiete (der staatliche Arbeiterschutz ist keine wirtschaftliche Maßregel, so wenig als das Sanitätswesen oder die Feuerordnungen) fast immer mit dem Mark des Einen den Andern stärken, aus der Tasche des Einen in die des Andern stecken, den Einen ärgern und beschädigen, um den Andern zu trösten oder zu bereichern.

Die genossenschaftliche Selbsthülfe nimmt nicht, sondern erwirbt, und erhält die eigene Habe, sucht ungerechte Ansprüche zurückzuweisen und durch eigene Tätigkeit unschädliche Vorteile zu erringen. Sie will die Waffen im wirtschaftlichen Kampfe ausgleichen, dem Uebermut der Uebermächtigen durch Zusammenschluß der Schwächeren einen Damm vorlegen und so einige Gerechtigkeit in die Volkswirtschaft bringen, was wir recht nötig haben.

VI. Arbeit und Einkommen.

Schon Thomas Morus, einer der ersten Schriftsteller, der ein Stück echt moderner Wirtschaft vor seinen Augen sich abspielen sah (Spekulation, Profitmacherei in großem Maßstab, Handelsmonopole, Ausbeutung der Armen, rasches Reichwerden Einzelner und Verelendung großer Massen, besonders englischer Bauern, die, wie er sich ausdrückt, von den Schafen, nämlich vom Wolle-Interesse der großen Grundbesitzer, aufgefressen wurden), sagt in seinem berühmten, im Jahre 1516 erschienenen

Buche gelegentlich: Diejenigen, die gar nichts oder etwas ganz Ueberflüssiges tun, führen ein angenehmes und glänzendes Leben. Diejenigen, die wirklich arbeiten, haben kaum die notdürftige Nahrung.

Und nach einem ununterbrochenen, hochgepriesenen „Fortschritt" von fast $3^1/_2$ Jahrhunderten hören wir von einem gerühmten englischen Nationalökonomen, J. St. Mill, den noch niemand für einen Demagogen oder Umstürzler angesehen hat, folgenden Ausspruch: „Wie wir es jetzt sehen, verteilt sich das Ergebnis der Arbeit fast im umgekehrten Verhältnis zur Arbeit, — so daß die größten Anteile denen zufallen, welche überhaupt nie gearbeitet haben, die nächstgrößten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist, und so weiter herunter, indem die Vergütung im gleichen Verhältnis zusammenschrumpft, wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste körperliche Arbeit nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, selbst nur den notwendigsten Lebensbedarf zu erwerben."

Wir wollen uns nun hier keineswegs den Kopf darüber zerbrechen, wie denn die absolute wirtschaftliche Gerechtigkeit aussehe und hergestellt werden könnte, wir wollen nur sagen: wenn diejenigen, die nicht oder nur nominell arbeiten, sich eines reichlichen Gütergenusses erfreuen, so müssen offenbar die Mittel dazu den wirklich Arbeitenden auf irgend eine Art entnommen werden. Wenn irgend eine Klasse von Menschen, die selbst keine wirtschaftlichen Güter mit eigener Arbeit hervorbringt, durchschnittlich herrlich und in Freuden lebt und im Ganzen genommen Reichtum ansammelt, so müssen offenbar andere Klassen, welche mit ihrem Schweiße den Reichtum produzieren, ohne ihn selbst zu genießen oder anzusammeln, stark ausgebeutet, überlistet oder vergewaltigt, kurz in sehr fataler Weise gerupft werden.

VII. Handel und Einkommen.

Wie ist das möglich? auf welche Weise geschieht es? Wir wollen nicht die ganze Misere der heutigen Volkswirtschaft, die ja allerlei Seiten und Gründe hat, hier die Revue passieren lassen, sondern nur auf eine recht auffällige und ganz allgemeine Erscheinung hinweisen, die auf den Gedanken führt, daß im Organismus dieser Wirtschaft ein Krebsschaden waltet, von

dem insbesondere die große Masse der kleinen Leute leidet. Seit ein paar Dezennien sind die Preise, welche die Produzenten erhalten, fast bei allen Waren bedeutend, zum Teil kolossal zurückgegangen, und dennoch ist das Leben im Ganzen immer teurer geworden, d. h. die Menschen als Produzenten (nicht alle, aber doch sehr viele) erhalten immer weniger für ihre Produkte und zahlen als Konsumenten immer mehr dafür, leben also, soweit sie durch dies Verhältnis wirklich getroffen werden und sich nicht schadlos zu halten vermögen, schlechter als früher, und dabei wächst der Reichtum der Völker im Ganzen immerfort und erheblich.

Wie ist das möglich?

Es muß offenbar irgendwo zwischen Produzent und Konsument eine sehr große und wachsende Portion vom gesellschaftlichen Produkt liegen bleiben, und vermutlich läßt man sie da nicht lange liegen, sondern irgend jemand hebt sie auf.

Man kann, um sich die Sache recht deutlich zu machen, sehr wohl vom Geldwert oder Preis der Waren und der Arbeit, von dem der Mensch ja nicht lebt, absehen und die Produkte der Arbeit, die Güter, von denen er wirklich lebt, direkt ins Auge fassen. Von Jahr zu Jahr steigt die Produktion regelmäßig und zwar stärker als die Bevölkerung, denn die Arbeit wird im Ganzen immer fruchtbarer, die Technik immer vollkommener. Wenn nun der Güter- und Lebensgenuß derjenigen, die diesen steigenden Reichtum hervorbringen, nicht ebenso zunimmt, so müssen die Produkte in andere Hände kommen und von anderen Leuten genossen werden.

Wer kommt nun hier zunächst, wenn auch nicht einzig, in Betracht? Ich glaube, der Vermittler zwischen Produzent und Konsument. An seinen Händen bleibt, ohne daß er etwas im eigentlichen Sinne produziert, die Hauptmasse des zugewachsenen Reichtums kleben.

VIII. Aeltere Ansichten über den Handel.

Die Ansichten der Menschen über den Handel wechselten im Lauf der Zeiten sehr beträchtlich. Adam Smith schrieb vor hundert und dreißig Jahren dem Menschen einen natürlichen Trieb zum Tausche zu. Einer der gründlichsten Wirtschaftshistoriker unserer Tage, Professor Karl Bücher in Leipzig,

findet im Gegenteil gerade beim Naturmenschen, bei dem die natürlichen Triebe am klarsten hervortreten müßten, einen ausgesprochenen Widerwillen gegen den Tausch und ein allgemeines, tiefes Mißtrauen gegen diejenigen, die daraus einen Erwerbszweig machen. Jedenfalls findet man bei allen möglichen Völkern dieses eigentümliche moralische Urteil über den Handel, es herrscht nicht selten eine förmliche Verachtung gegen diejenigen, die bloß kaufen, um mit Gewinn zu verkaufen, natürlich am meisten in naturalwirtschaftlichen Zeiten, wo Produktion und Konsumtion in der Hauptsache sich innerhalb der einzelnen Hauswirtschaft decken und beim Mangel eines regelmäßigen Marktes für besondere Bedürfnisse, die man nicht mit eigenem Produkt befriedigen kann, auch der regelmäßige, gleiche Marktpreis fehlt, an dessen Stelle häufig die individuelle Prellerei tritt. In die allgemeine, nivellierte Prellerei des gleichen, fixen Marktpreises fügt man sich viel leichter, wie wir aus eigener Erfahrung wissen.

Homer nennt die Phönizier, das einzige ihm bekannte Handelsvolk, welches nebenbei auch die Seeräuberei und den Menschenraub eifrig betrieb — eine Verbindung von Geschäften, die in primitiven Verhältnissen nicht selten vorkommt — wiederholt Betrüger und Erzschinder.

Plato will in seinem Idealstaat, in welchem die Gerechtigkeit herrschen soll, die Kaufleute, die sich nach seiner Ansicht mit Lug und Trug beschäftigen, nur als ein notwendiges Uebel dulden. Ein Bürger, der sich durch Kleinhandel „erniedrigt", ist dieses Vergehens halber gerichtlich zu verfolgen und, falls er desselben überwiesen wird, mit einjähriger Gefängnisstrafe zu belegen. Bei jedem Rückfall soll Verdoppelung der Strafe eintreten. Zum Betrieb dieses Handels sollen Ausländer, und zwar der am wenigsten diebische Teil derselben, verwendet werden. Die Obrigkeit hat ein Register über ihre Verkäufe zu führen und ihnen einen nur mäßigen Handelsgewinn zu gestatten.

Auch dem Realisten Aristoteles sind Handelsgeschäfte, also Ankauf von Waren, um sie wieder zu verkaufen, verwerflich.

Das Evangelium spricht von Kaufleuten und Dieben und wirft diese zwei Menschensorten zusammen, als ob sie eine wären. Christus jagt die Kaufleute mit Ruten aus dem Tempel und sagt: Ihr habt aus meinem Hause eine Diebshöhle gemacht.

Die kanonistische Schule der Theologen des späteren Mittelalters ging davon aus, daß Gewinn aus spekulativem Handel eigentlich wucherisch, mithin verboten sei. Nur sofern in dem Handelsbetriebe Arbeit, wirkliche, nützliche Arbeit steckte, ließ sich die Zulässigkeit eines Erwerbs daraus verteidigen. Umsatz aus purer Gewinnabsicht, d. h. kaufen, bloß um teurer zu verkaufen, war als wucherisch namentlich den Klerikern streng verboten (Endemann).

Wie Luther über den Handel dachte, mag folgende Stelle aus seinem „Traktat vom Kaufhandel und Wucher" (1524) zeigen:

„Nun ist bei den Kaufleuten eine große Klage über die Edelleut oder Räuber, wie sie mit großer Fahr müssen handeln, und werden drüber gefangen, geschlagen, geschazt und beraubt. Wenn sie aber solches um der Gerechtigkeit willen litten, so wären freilich die Kaufleut heilige Leut.... Aber weil solch groß Unrecht und unchristliche Dieberei und Räuberei über die ganze Welt durch die Kaufleut, auch selbst unter einander, geschieht: was ist Wunder, ob Gott schafft, daß solch groß Gut, mit Unrecht gewonnen, wiederum verloren oder geraubt wird, und sie selbst dazu über die Köpf geschlagen oder gefangen werden?... Und den Fürsten gebürt solch unrechte Kaufhändel mit ordentlicher Gewalt zu strafen und zu weren, daß ihre Untertanen nicht so schändlich von den Kaufleuten geschunden würden. Weil sie das nicht tun, so braucht Gott der Reuter und Räuber, und straft durch sie das Unrecht an den Kaufleuten, und müssen seine Teufel sein: gleichwie er Aegyptenland und alle Welt mit Teufeln plagt, oder mit Feinden verderbt. Also stäubt er einen Buben mit dem andern, ohn daß er dadurch zu verstehen gibt, daß Reuter geringere Räuber sind dann die Kaufleut: sintemal die Kaufleut täglich die ganze Welt rauben, wo ein Reuter im Jahr einmal oder zwei, einen oder zween beraubt."

Die Fürsten, sagt er an anderer Stelle, seien Gesellen der Diebe (Kaufleute) geworden, sie lassen die armen Teufel, die eine Kleinigkeit stehlen, hängen und hantieren mit denen, die alle Welt berauben und in Gold und Seide gehen. Daher werde Gott schließlich Fürsten und Kaufleute, einen Dieb mit dem andern, ineinanderschmelzen, wie Blei und Erz, „gleich als wenn eine Stadt ausbrennt, daß weder Fürsten noch Kaufleut mehr seien."

Bei den Römern war bekanntlich Merkur der Gott der Kaufleute und der Diebe.

Der Handel, sagt später mit Recht Fourier, war ursprünglich von den Philosophen verachtet. Erst als er triumphierte, huldigten sie ihm. — Unter den huldigenden Philosophen versteht er hauptsächlich die Nationalökonomen.

Die Anschauungen früherer Zeiten waren in diesem Punkte natürlich etwas verkehrt und übertrieben. Wo eine Arbeitsteilung in größerem Maßstabe zwischen verschiedenen selbständigen Berufen und Plätzen oder Ländern stattfinden soll, da wird es immer in irgend einer Ausdehnung zunächst notwendig, daß eine besondere Klasse von Vermittlern den Austausch besorgt. In diesem Sinne ist der Handel dann selbst ein Stück wohlberechtigter und notwendiger Arbeitsteilung. Wo er die Verbindung zwischen Produzent und Konsument, zwischen Angebot und Bedarf allein oder auf die beste und billigste Weise herzustellen vermag, da stellt er eine wesentliche und unentbehrliche Funktion in der Wirtschaft dar. Und in dem Maße, als die Arbeitsteilung und der Markt sich ausdehnt, findet er natürlicherweise auch immer mehr ein richtiges Verständnis.

Aber auch seine richtige Kritik. Denn wenn man auch die Notwendigkeit seiner Vermittlerrolle in vielen Perioden und Gebieten der Volkswirtschaft anerkennt, so bleibt doch noch die Art und Weise, wie er sie tatsächlich vollzieht, ins Auge zu fassen, und vor allem der Lohn, den er sich dafür berechnet und liquidiert.

IX. Modernere Kritik.

Man muß immer Eines bedenken. Zweck aller Wirtschaft ist die Befriedigung unserer Bedürfnisse, wesentliche Voraussetzung derselben die Herstellung der Befriedigungsmittel. Dazu kommt dann nur eventuell noch die Notwendigkeit des Austauschs der Güter, damit die Produkte zum Konsumenten gelangen, und selbst hierzu braucht es, wie das Mittelalter in großem Maßstabe zeigt, durchaus nicht immer eine besondere Klasse, die den Austausch zu einem besonderen Erwerbszweige macht. Drängen sich aber überflüssige Vermittler zwischen Produzent und Konsument oder verursacht die bloße Vermittlung unnötige Kosten, so ist das ein Fehler, den die Gesellschaft büßen muß.

Und dieser Fehler spielt in unserer Volkswirtschaft eine gewaltige Rolle. Der Vermittler steht an Wichtigkeit weit hinter dem Produzenten und doch spielt er überall die erste Geige in der Wirtschaft.

Die Kaufleute, sagt schon Fourier, der selbst sehr gegen seinen Willen sein ganzes Leben als Handlungsgehülfe zubringen mußte, sind unproduktive Parasiten und herrschen über die Gesellschaft. Alle wesentlichen Klassen, die Regierung mit eingeschlossen, werden von einer nebensächlichen gemeistert. Der Kaufmann ist ein industrieller Korsar und lebt auf Kosten der Produzenten. Der vierte Teil der Leute, die sich mit dem Handel beschäftigen, würde genügen, um alles Nötige zu leisten. Jeder überflüssige Kaufmann ist aber ein Dieb an der Gesellschaft; er konsumiert ohne zu produzieren. Diese Ueberzahl erzeugt nun aber die verderblichsten Bemühungen zur Erlangung und Erweiterung der Kundschaft. Die Einzelnen stürzen sich in die verrücktesten Kosten, um einander die Kunden wegzufischen. In letzter Linie hat aber der Konsument die Kosten zu tragen, denn jeder Verlust fällt schließlich auf den gesellschaftlichen Körper.

Schon Ad. Smith, der erste große Theoretiker der bürgerlichen Wirtschaft, verhöhnt übrigens an vielen Stellen seines berühmten Werkes den Krämergeist und die Profitwut, zeigt die Schädlichkeit ihres Einflusses auf die Politik und schildert in lebhaften Farben das infame Regime der privilegierten Handelsgesellschaften, welche ganze Länder nach dem Prinzip des höchsten Handelsprofits zu Schanden regierten.

Proudhon, der durch die Beseitigung des individuellen Austauschs mittels gesellschaftlicher Organisation und Zentralisation des ganzen Handels geradezu die soziale Frage zu lösen gedachte, sagt: „Jedermann weiß, daß die Zirkulation des Reichtums, mit anderen Worten, der Tausch der Produkte gegen einander schon frühzeitig das Objekt eines besonderen Amtes oder einer Industrie der Gesellschaft war, überlassen der Initiative, dem Risiko und den Gefahren und folglich den mehr oder minder mißbräuchlichen Manövern einer gewissen Zahl bestimmter Individuen, unter dem Namen „Handeltreibende". Man weiß, welchen Einfluß jederzeit diese Klasse der Gesellschaft auf den allgemeinen Konsum, auf die arbeitende Klasse, auf das öffentliche Vermögen und die Sitten der Nationen und auf die Regierungen hatte. Die konstante Verteuerung der Nahrungsmittel

der Rohstoffe und Produkte, bisweilen Hungersnot; die Ausbeutung des Arbeiters, der systematische Pauperismus, das konstitutionelle Elend, Wirkungen einer subversiven Zirkulation, der kapitalistischen Aneignung und der Aufhäufung der positivsten Werte in einer kleinen Anzahl Hände; die Korruption der Sitten und ihre Heuchelei; die Beherrschung des Staates durch eine egoistische und prinziplose Kaste; schließlich Revolutionen ohne Ende, ohne Wirkung und folglich ohne Zweck: das sind die Früchte, welche zu allen Zeiten und in allen Ländern die merkantile Anarchie produziert hat und die sie eben wieder bei uns produziert" (Proudhon, Exposition perpétuelle, bei Mülberger, Studien über Proudhon, S. 115 f.).

Sehr treffend und mit scharfer Ironie sagt Marx, den wir als Kritiker unserer Wirtschaft sehr hoch stellen müssen — wie denn überhaupt die Fehler unserer Wirtschaftsordnung selbstverständlich am klarsten und schärfsten von den Gegnern derselben, den Sozialisten hervorgehoben werden —: „Es zeigt sich schon hier (im 16. Jahrhundert), wie in allen Sphären des gesellschaftlichen Lebens der Löwenanteil dem Vermittler zufällt. Im ökonomischen Gebiet z. B. schöpfen Finanziers, Börsenmänner, Kaufleute, Kleinkrämer den Rahm der Geschäfte ab; im bürgerlichen Recht pflückt der Advokat die Parteien; in der Politik bedeutet der Repräsentant mehr als der Wähler, der Minister mehr als der Souverain; in der Religion wird Gott in den Hintergrund gedrängt vom „Mittler" und dieser wiederum zurückgeschoben von den Pfaffen" (Kapital, 3. Aufl., I. S. 771).

Und Friedrich Engels bemerkt in seiner Schrift „Zur Wohnungsfrage", daß, soweit die Verteilung der Güter auf dem Wege des Kaufs und Verkaufs vor sich gehe, ihr Haupthebel die Prellerei des Käufers durch den Verkäufer sei. „Diese ist im Kleinhandel, namentlich in großen Städten, jetzt eine vollständige Lebensbedingung für den Verkäufer geworden".

X. Handel im Mittelalter.

Das Mittelalter war in dieser Beziehung weit besser daran, aus dem einfachen Grunde, weil es den Austausch der Güter nicht der Spekulation und Profitmacherkunst überließ, sondern vom gesellschaftlichen Standpunkte aus regelte.

Das ganze mittelalterliche Marktrecht, sagt Bücher (Entstehung der Volkswirtschaft, 1893), läuft auf die beiden Grundsätze hinaus, daß, soweit als irgend möglich, öffentlich und aus erster Hand gekauft werden müsse und daß alles, was in der Stadt produziert werden könne, darin auch produziert werden soll.

Für einheimische Industrieprodukte war der Zwischenhandel jedermann, auch dem Handwerker selbst, untersagt. Für die auswärtige Zufuhr war er nur dann gestattet, wenn dieselbe bereits zu Markte gestanden hatte und unverkauft geblieben war.

Bürger und Bauern standen in einem gegenseitigen Kundenverhältnis: was der eine erzeugte, brauchte immer wieder der andere. Gegen schmutzige Konkurrenz war Vorsorge getroffen. Die Verkäufer desselben Produkts hielten nebeneinander in gegenseitigem offenen Wettbewerb feil, unter Ueberwachung der Marktmeister und Schaubeamten. Dazu gab es viele Vorschriften über den zu verwendenden Rohstoff, das Arbeitsverfahren, die Länge und Breite der Tücher und sogar direkte Preisregulierung zum Schutze der Konsumenten.

Vorkauf von auf den Markt zu bringenden Waren war verboten, der Verkauf an Wiederverkäufer nur gestattet, nachdem die Konsumenten befriedigt waren, die Wiederausfuhr einmal eingebrachter Marktgüter untersagt oder nur nach dreitägigem r geblichen Feilhalten erlaubt.

Gegen den fremden Verkäufer waltete ein tief eingewurzeltes Mißtrauen, daher gab es obrigkeitliche Messer, Wäger und Unterkäufer. Letztere hatten die Parteien zusammenzubringen, bei der Preisbestimmung zu vermitteln, die Waren auf etwaige Fehler zu prüfen und für die richtige Lieferung zu sorgen. Eigene Geschäfte waren ihnen verboten.

Einen ansässigen Kleinhandel gab es wohl, doch hatte er geringe Bedeutung. Er verkauft „Pfennwerte" an den armen Mann — denn der Wohlhabende versorgt sich direkt auf dem Markt — und besorgt den Verschleiß der Großhandelswaren, die zunächst nur in großen Quanten verkauft werden dürfen.

Der Großhandel ist ausschließlich Wander-, Markt- und Meßhandel, die Großhändler sind oft reiche Leute, Grundeigentümer, Rentner, Gültenbesitzer, die einen Teil ihres Vermögens gelegentlich auf einige Jahre in kompagnieweise betriebenen Handelsgeschäften anlegen, so daß man sie oft kaum recht zu den Berufs-

kaufleuten rechnen kann. Sie handelten mit Gütern, die im Zufuhrgebiet einer Stadt nicht produziert wurden.

Die Erzeugung wie der Austausch der Güter ist also im Mittelalter auf höchst gemeinnützige Weise ganz mit Rücksicht auf reichliche und angemessene Versorgung der Konsumenten (d. h. Aller) geordnet und der Handel als Vermittler zwischen Produzent und Konsument spielt noch eine sehr geringe Rolle. In Frankfurt am Main z. B. umfaßte der gesamte Handel im modernen Sinn noch nicht fünf Prozent der selbständig erwerbenden Bevölkerung, während er heute fast 25 Prozent derselben in Anspruch nimmt. Dagegen gehörten im Mittelalter den unmittelbar produktiven Berufsarten in den Gewerben und der Urproduktion 80 Prozent, heute nur 38 Prozent der Bevölkerung an.

„Jenes parasitische Ueberwuchern der distributiven Berufsarten“, bemerkt Bücher am Schluß seiner Darstellung, „das die Gegenwart beklagt fand in dieser Gesellschaft keinen Raum“. Von beliebiger Profitmacherei und Prellerei war also jedenfalls in dieser Zeit keine Rede.

XI. Gegenwart.

Und heute? Der Handel ist frei, jedes Ding ist zur Ware geworden, die man beliebig kaufen kann, um sie ebenso beliebig wieder zu verkaufen. Alles ist Kapital und will seinen Profit, ein unendliches Heer von Vermittlern drängt sich zwischen Produzent und Konsument, um dem einen sein Produkt möglichst wohlfeil abzujagen und es dem andern möglichst teuer aufzuhängen. Eine rasende Konkurrenz ist losgebrochen zwischen den Geschäftmachern, aber sie erzeugt nicht etwa billige Preise, sondern vermehrt nur die unnütze Arbeit, die falschen Kosten, die nicht produzierenden Konsumenten. Die Haupttätigkeit der Kaufleute ist darauf gerichtet, sich gegenseitig die Kunden wegzufangen durch ungeheure, hochraffinierte, in tausend Formen gehüllte, mit unendlichen Kosten in Szene gesetzte Reklame.

Diese Kosten muß die Gesellschaft tragen, und sie sind vom Standpunkt ihres wirklichen Interesses fast gänzlich hinausgeworfen. Reklame ist von diesem Standpunkt aus nur soweit gerechtfertigt, als sie dem Konsumenten die vorteilhafteste Einkaufsquelle, die er sonst nicht zu finden vermöchte, auf kürzestem Wege zeigt.

Aber darum handelt es sich regelmäßig gar nicht, weder der Absicht noch der Wirkung nach. Man will bloß die Kunden zu sich locken durch möglichst lautes Geschrei, und der größte Schwindler, der dieselben dann am räuberischesten ausbeutet, schreit sicher am lautesten. Der ärgste Schund, die Ware, die in der Tat die teuerste ist, wird am meisten angepriesen.

Wenn aber irgend jemand Reklame macht, muß schließlich jeder sie machen, und so kann man auch hier sagen, was in unserer Konkurrenzwirtschaft so oft zutrifft, daß der Schlechteste, nicht der Beste, den Ton angiebt. Und so werden jährlich ungezählte Millionen für rein überflüssige, oft sogar höchst schädliche Veranstaltungen hinausgeschmissen.

Oft hat man gesagt: je mehr Konkurrenz desto billigere Warenpreise. Man denke sich den einfachen Fall, daß in einem Dorfe, wo bisher ein einziger Krämer lebte und behaglich auskam, ein zweiter und dritter sich niederlassen. Und nun sollen die Drei von einer unzureichenden Kundschaft auch noch billigere Preise fordern? Man weiß ja, wie außerordentlich billig das Leben in den Hotels unserer Städte geworden ist, seitdem die Zahl derselben sich vervielfacht hat!

Gewiß suchen sich die Konkurrenten da und dort gelegentlich zu unterbieten, aber nicht zu Gunsten des Konsumenten, nicht zum Schaden des Profitmachers, sondern zum Schaden des Konsumenten und zu Gunsten des Profitmachers, nämlich durch Warenverschlechterung und -Fälschung. Der Kaufmann mit seinem Preisdruck ist Motor und Hebel dieser Operationen. Er wird mit der schlechten Ware nicht betrogen, er kauft sie mit voller Kenntnis und klarer Absicht und be—glückt damit seine „Kundschaft“. Der Käufer ist vom Produzenten durch den Vermittler getrennt, kennt ihn nicht, kann ihn nicht zur Verantwortung ziehen, hat keine Beziehung zu ihm; und der Kaufmann — ist ganz unschuldig, er hat ja die Ware nicht gemacht.

Man sagt, der Profit sei gefallen. Ich halte das, soweit es den Handelsprofit betrifft, für eine nicht bloß unbewiesene, sondern einfach falsche und unmögliche Behauptung. Wem fällt denn der unzweifelhaft immerfort steigende Reichtum in den Schoß? müssen wir wiederum fragen. Wenn die Masse derjenigen, die ihn produzieren, nicht davon fett wird, so müssen es offenbar die anderen werden, und unter diesen anderen hat entschieden der Kaufmann die Vorhand. Ich frage nur: wo gab es denn

je in früherer Zeit so ungeheure, im Lauf eines einzigen Menschenlebens erworbene Vermögen? und in welcher Klasse gibt es mehr Emporkömmlinge als in der kaufmännischen? Man lege sich einmal die Frage vor: wer hatte mehr Aussicht, rasch reich zu werden, der Kaufmann mit guter Kundschaft vor 100 oder 200 Jahren oder derselbe von heute? Ich glaube, die Antwort ist für niemand zweifelhaft.

Wo die Kundschaft fehlt, da fehlt natürlich auch der Profit, mit der Kundschaft ist er heute, wie der Erfolg tausendfach zeigt, so reichlich gegeben als je, sollte auch am einzelnen Stück nicht soviel profitiert werden wie einst; denn auf das einzelne Stück kommt es wahrlich nicht an, das weiß jeder Geschäftsmann, sondern auf das ganze Geschäft. Wenn der Geschäftsmann heute infolge der ungeheuren Verbesserungen im Transport-, Kredit- und Zahlungswesen sein Kapital 3 oder 5 mal so oft umsetzt als vor hundert Jahren, so kann er schon am Stück oder Pfund oder Liter hübsch weniger profitieren, er hat doch viel mehr Profit.

Mit der Kundschaft aber ist der Profit von selbst gegeben. Man verschaffe auf irgend einem Wege einem Kaufmann eine sichere, große Kundschaft, so nehmen seine Geschäftskosten im Verhältnis zum Umsatz bedeutend ab, er braucht fast kein eigenes Kapital, denn sein Kredit ist so groß als er ihn wünschen kann, sein Risiko verschwindet, sein Kopf braucht sich nicht mehr anzustrengen, was jetzt noch zu tun bleibt, kann der simpelste Kommis ganz famos machen — und der „Prinzipal“ lebt glänzend und wird reich, auch bei mäßigem Stück-Profit.

XII. Konsumentenorganisation statt Handel.

Aber unter solchen Umständen ist er als Profitmacher auch ganz überflüssig, der Kommis mit seinem Honorar oder Salaire genügt, und die Kundschaft kann ihn selbst in Dienst nehmen, und, wenn sie die nötige Einsicht hat, wenn sie über ihren eigenen Vorteil richtig nachdenkt und sich dem gemäß benimmt, mit dem besagten Kommis kinderleicht auskommen, und braucht in Gestalt von Handelsprofit keinen unnötigen und schweren Tribut mehr zu zahlen und kann für ihr gutes Geld die echteste, unverfälschteste Ware zum billigsten Preise haben, wenn sie sie nur bestellt. Nichts ist dazu nötig als eine zweck-

mäßige Organisation der Konsumenten, die sie in den Stand setzt, ihr eigener Lieferant zu werden, und diese Organisation ist in der Genossenschaft bereits gegeben. Die große Masse hat also gar nichts weiter zu tun, als ihren Bedarf zum höchsten eigenen Vorteil von der Genossenschaft zu beziehen, anstatt sich von einem beliebigen Krämer rupfen zu lassen.

Daß dies Werk auch einfachen Leuten ohne geschäftliche Kniffigkeit gelingt, und zwar in großartigem, glänzendem Maße, haben die englischen Lohnarbeiter gezeigt.

Im Dezember 1844 öffneten, wie Holyoake erzählt, die Pionniere von Rochdale, 28 Arbeiter aus Lancashire, unter dem Hohngelächter der Straßenjugend von Rochdale, dem Spott neugieriger Kaufleute und den gleichgiltigen Bemerkungen der Vorübergehenden in finsterer Abendstunde vorsichtig die Läden eines im Erdgeschoß einer Hintergasse gelegenen Magazins und es wurden kleine Quantitäten von Butter, Zucker, Mehl und Hafermehl in dem Schaufenster des „Alten Weberladens" sichtbar. Nur in den Abendstunden des Samstags und Montags wurde der Laden geöffnet und die Mitglieder besorgten das ganze Geschäft, das zuerst einen Umsatz von 2 Lstr. per Woche hatte.

„Diese 28 Arbeiter aus Lancashire pfropften mit Erfolg gewisse Teile von Robert Owens Genossenschaftsideal auf einen kräftigen demokratischen Stamm, dem die moderne Genossenschaftsbewegung mit ihrer Million Mitglieder, einem jährlichen Umsatz von 36 Mill. Lstr. (900 Mill. Franken), einem jährlichen Reingewinn von 3 Mill. Lstr. (75 Mill. Fr.), sowie 12 Mill. Lstr. (300 Mill. Fr.) angehäuften Kapitals entsprossen sind". (Mrs. Sidney Webb, Britische Genossenschaftsbewegung.)

Und das alles nimmt mächtig zu *), der Wert der Anteile aber kann nie über Pari steigen, aller Gewinn fällt an die Kundschaft.

Natürlich werden diejenigen, denen der Konsument bisher den Profit-Tribut entrichtete, allerlei gegen ein solches Vorgehen einzuwenden haben. Aber dadurch wird man sich selbstverständlich nicht irre machen lassen. Denn die Konsumenten handeln

---

* Im Jahre 1903 gehörten dem britischen Genossenschaftsverbande 1480 Konsumvereine an. Deren Mitglieder, rund zwei Millionen Konsumenten, erzielten einen Warenumsatz von nahezu 1500 Mill. Franken. Produkte im Werte von 385 Mill. Franken wurden von zirka 44,000 Arbeitern in eigenen Fabriken hergestellt.

in ihrem vollen Rechte und ganz nach dem Grundsatz derjenigen, die gegen sie ankämpfen, oder vielmehr nach dem ersten und entschieden unverfänglicheren und harmloseren Teil dieses Grundsatzes. Sie kaufen möglichst billig ohne die schnöde Absicht, die gekaufte Ware andern möglichst teuer anzuhängen, denn sie kaufen für ihren eigenen Bedarf.

Wo die Genossenschaft als Käufer auftritt, wird sie als große, sichere, höchst zahlungsfähige Kundschaft überall in der Welt Leute genug finden, die mit dem größten Vergnögen mit ihr die solidesten Geschäfte machen, je mehr desto lieber. Man lebt ja gegenwärtig in dieser Welt größtenteils vom Verkaufen und hat auch bisher nicht für Gotteslohn Waren geliefert, sondern eigenen Nutzens halber.

Und wenn etwa der Grossist A. in seinem Dünkel einen dicken Schädel aufsetzt und sagt, er wolle mit Leuten, die so schlecht sind, daß sie ganz wie er selbst ihren Warenbedarf auf eine möglichst ökonomische Weise zu decken suchen, nichts mehr zu tun haben, so machen die Genossenschafter sich natürlich nichts daraus, und lachen über seine — Klugheit, selbst wenn sich ihm der Grossist B. und der Grossist C. mit gleichfalls dicken Schädeln beigesellen sollten, und sie lachen um so mehr, wenn diese edlen Herren etwa moralische Phrasen in den Mund nehmen und sich den Anschein geben, als hätten sie gemeinnützige Absichten Der Wohlstand eines Volks wird gewiß nicht dadurch geschädigt, daß man eine unproduktive Klasse und den Anteil derselben am Gesamtprodukt vermindert.

Es gibt übrigens noch genug Grossisten in der Welt, und wenn man etwa dergleichen gar nicht brauchte, sondern direkt mit den Produzenten verhandeln könnte, desto besser! Einst erklärte das Bürgertum: der Adel ist unnütz, also weg damit! Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo man diesen Spruch auch auf den „Feudalherrn des Kapitalismus“ (Fourier), den Kaufmann, anwendet, wo auch dieser überflüssig geworden ist durch die Assoziation.

Sollte jemand diesen Gedanken grausam finden, so müssen wir erstens daran erinnern, daß bisher im Lauf der geschichtlichen Entwicklung unproduktiv gewordene Tätigkeiten immer durch die bloße Aktion des Verkehrs, durch den Markt, den Preis, also durch eine Aktion, in welcher die Kaufleute stets die wichtigste Rolle spielten, schonungslos ausgemerzt wurden.

Als man in Amerika massenhaft billiges Getreide zu erzeugen begann, hat da etwa der Kaufmann das einheimische zu demselben Preise wie früher fortbezogen oder sich darum gekümmert, was sein landwirtschaftlicher Mitbürger jetzt mit seinem Acker machte?

Und als die Maschine und mit ihr der industrielle Großbetrieb aufkam und billigere Waren herzustellen vermochte als der alte Handwerker mit seinem einfacheren Werkzeug, hat da vielleicht der Kaufmann den Handwerker über Wasser gehalten oder sich den Kopf darüber zerbrochen, was nun aus demselben werden solle?

Zum Vorteil des Warenverkehrs, also in erster Linie des Kaufmanns, hat in unserem Jahrhundert die Eisenbahn den Fuhrmann verdrängt und zahllose Existenzen, die mit der seinigen zusammenhingen, ihrer bisherigen ökonomischen Grundlage beraubt, ohne daß ein Hahn darnach krähte, wenigstens sicher in keiner Handelskammer, wo sonst oft laut genug gekräht wird.

Zweitens aber ist zu bemerken, daß das kaufmännische Kapital das flüssigste der Welt ist, es verwandelt sich zum allergrößten Teil ziemlich rasch immer wieder in Geld, eine Wertform, von der man jeden beliebigen wirtschaftlichen Gebrauch machen kann. Daher kann man zum Kaufmann mit viel mehr Recht als zu allen anderen, deren Gewerbe durch gesellschaftliche Fortschritte überflüssig geworden ist, sagen: Such' Dir ein anderes Metier! Uebrigens dürfte eine solche Veränderung in der Konstruktion der Volkswirtschaft sehr allmälig in langen Zeiträumen vor sich gehen und die persönlichen Interessen heute lebender Menschen in keinem erheblichen Grade verletzen.

Einst schrieben Feudalherren den Kaufleuten, die mit ihren Warentransporten durch ihr Gebiet mußten, vor, daß sie nicht den geraden, den kürzesten Weg gehen durften, sondern Umwege machen mußten, damit sie an möglichst vielen Zollstätten vorbeikämen und an jeder ihre Abgabe zahlten, als Räder- und Deichselzoll, Fuhrgeld, Mautgeld, Hochstraßengeld, Wegdammgeld usw. (nach Pfeiffer, Staatseinnahmen), lauter schöne Namen, die man erfunden hatte, um auf feudale Manier Profit zu machen.

Die Kaufleute, die heute vom Konsumenten verlangen, er solle aus zweiter oder dritter Hand beziehen, was er aus erster besser und billiger haben kann, wollen im Grunde genau dasselbe wie ihre blaublütigen Bedränger von ehemals. Bildet sich

der Kaufmann nicht geradezu etwas darauf ein, wenn er aus direktester, erster Quelle bezieht? und anderen will er das verbieten?

XIII. Schluß.

Alle wirkliche Sozialreform, worunter ich den heutigen Staatssozialismus, dessen Hauptwirkung in einer Vermehrung der Bureaukratie und der Unzufriedenheit besteht, allerdings nicht verstehe, muß schließlich darauf hinausgehen, die Volkswirtschaft so einzurichten, daß die Einzelnen an den Erfolgen derselben möglichst je nach ihren Verdiensten um die Gesamtheit teilnehmen. Die Saint-Simonistische Idee: Jedem seine Stellung nach seinen Fähigkeiten und seinen Lohn nach seinen Werken — scheint mir noch für lange Zeit als Ideal auszureichen, denn wir sind, wie uns J. St. Mill bezeugt hat, himmelweit davon entfernt. Der erste und notwendigste Schritt in diese Richtung dürfte aber doch wohl der sein, alle Arten Schmarotzerexistenzen, die bloß aneignen, ohne entsprechende Dienste zu leisten, nach und nach aus der Volkswirtschaft zu eliminieren, damit endlich nur nützlicher, zum Wohl der Gesellschaft beitragender und erforderlicher Arbeit ein Anteil an den gesellschaftlichen Produkten zu teil wird. Eine Etappe auf diesem Wege ist der Konsumverein, freilich nicht jener hie und da noch vorkommende Konsumverein, der den Aktionär an die Stelle des Kaufmanns setzt, schöne Profite macht und seine Aktien auf den 10- bis 100fachen Wert der Einzahlung steigen sieht, sondern die Konsumgenossenschaft, die allen offen steht und allen gleichmäßig die Wohltat einer möglichst vorteilhaften Ausnützung ihrer Zahlungskraft verschafft, die nicht den Profit einzelner Gründer, sondern den Nutzen eines jeden, der bei ihr kauft, anstrebt, und ganz nach dem Maße seiner Käufe.

Das ist nur eine einzige Anwendung des Prinzips der echt modernen, freien, demokratischen, allen zugänglichen, die Klassengegensätze in einem gemeinsamen Interesse auflösenden, rein gemeinnützigen, auf Solidarität beruhenden Genossenschaft.

Dieses Prinzip ist einer unendlichen Entwicklung fähig und vermag allein den Charakter unserer Wirtschaft ohne allen Schaden für die Freiheit zu verändern, so daß aus dem Kampf aller gegen alle eine Fürsorge aller für alle wird.

Ihm gehört hoffentlich die Zukunft.

Mit ihm siegt die Freiheit, die in unseren bureaukratischen Staaten trotz aller und aller immerfort erweiterten „Volksrechte" immer mehr zur Illusion wird.

Mit ihm fällt auch die Freiheit. Dann bleibt kein anderes Mittet zur Organisantion der Volkswirtschaft als die Staatsgewalt und was für eine Pfuscharbeit diese auf solchem Gebiete liefert, sehen wir an der Wirtschafts- und Sozialpolitik aller Zeiten und Völker, die etwas dergleichen betrieben.

Der Staat schafft wohl, ganz wie es der Liberalismus als seine Aufgabe ansah, famose Zuchthäuser, Kasernen und Schulhäuser, Gebäude, die in manchen Ländern allesamt eine unverkennbare äußere und innere Aehnlichkeit besitzen, aber fröhliche Wohnungen für freie Menschen zu bauen, wie es ihm die Naivetät moderner Philanthropen und sozialer Phantasten zumutet, dazu ist er weder fähig noch berufen. Darum bauen wir selbst, mit vereinten Kräften!

Wir nützen dadurch uns selbst und der Gesamtheit weit mehr und nachhaltiger, als mit hochtrabenden Resolutionen, rücksichtslosen Initiativbegehren und habgierigen Petitionen an allerlei Behörden und Parlamente.



Der Verband schweiz. Konsumvereine

(gegründet 1890, Sitz: Basel, Thiersteinerallee 14)

hat sich als Ziel gesetzt

die Organisation der allgemeinen volkswirtschaftlichen Interessen des arbeitenden Schweizervolkes.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß

1. **die Organisation der Konsumkraft des Volkes** in Konsumgenossenschaften die unerläßliche Vorbedingung für eine planmäßige, demokratische Regelung unserer nationalen Produktionsverhältnisse ist,

2. die Ausbreitung und der Zusammenschluß der Konsumgenossenschaften zu einem ihren Bedarf deckenden Verbande das beste und sicherste Mittel ist, die **wirtschaftliche Macht** des arbeitenden Volkes zu stärken,

ist der Verband schweizerischer Konsumvereine bestrebt,

die bestehenden Konsumvereine zu stärken und zum Bewußtsein ihrer volkswirtschaftlichen Aufgaben und Pflichten zu bringen,

die neugegründeten Konsumvereine zu fördern und ihre Tätigkeit zu erleichtern,

allen Konsumvereinen die von ihnen benötigten Waren in reellen Qualitäten und zu soliden Preisen zu liefern,

die genossenschaftliche Produktion aller jener Waren zu organisieren, die in der Schweiz fabriziert werden können und deren Absatz durch die Konsumvereine gesichert ist.

Dem Verbande schweizerischer Konsumvereine gehören von den in der Schweiz bestehenden zirka 300 Konsumvereinen zur Zeit erst fast zwei Drittel, 190 Konsumvereine, an. Wem es um die wirtschaftliche Befreiung des Schweizervolkes zu tun ist, sorge dafür, daß sich **alle** Konsumvereine dem Verbande anschließen; es ist ihre genossenschaftliche Pflicht!

Die schweizerischen Konsumvereine haben einen Jahresumsatz von

Fr. 50,000,000.

Vom Verbande schweizerischer Konsumvereine wurden bezogen 1904 für

Fr. 7,680,000.

Wem es darum zu tun ist, daß die in den Konsumvereinen schon organisierte Konsumkraft in den Dienst des sozialen Fortschritts und der vom Verband erstrebten genossenschaftlichen Produktion gestellt werde, der sorge dafür, daß die Konsumvereine möglichst ihren

ganzen Bedarf beim Verbande decken.

Der Umsatz der schweizerischen Konsumvereine ließe sich auf das Doppelte, das Dreifache steigern, er könnte **100—150 Millionen Franken** betragen, wenn die Mitglieder der Konsumvereine einsichtige Genossenschafter wären und ihrem Verein ihre ganze Kundschaft zuwenden würden. Wer die wirtschaftliche Bedeutung der Konsumvereine vergrößert sehen möchte, der beantrage in seinem Verein die Einführung des vom Verbande herausgegebenen

Genossenschaftlichen Volksblattes,

durch das die Mitglieder über Ziele und Grundsätze der Konsumgenossenschaften in allgemein verständlicher Weise aufgeklärt werden. Probenummern an jedermann gratis.



Erscheint seit **1901**. Wöchentlich eine Nummer von 8—12 **Seiten**.

Der **Schweiz. Konsumverein** macht es sich zur Aufgabe, seine Leser über das Gesamtgebiet der konsumgenossenschaftlichen Bewegung zu orientieren. In gehaltreichen Aufsätzen bespricht er die jeweils aktuellen Fragen, welche durch den Fortschritt der konsumgenossenschaftlichen Bewegung aufgerollt werden. Theorie und Praxis, Geschichte und gegenwärtige Organisation des Genossenschaftswesens werden gleichfalls eingehend behandelt unter sorgfältiger Berücksichtigung der Leistungen und Erfahrungen der Genossenschaften aller Länder. Ihre zahlreichen und intimen Verbindungen mit den zentralen genossenschaftlichen Organisationen in Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Oesterreich, Ungarn ꝛc. setzen die Redaktion in den Stand, die Leser über alle wichtigen Vorkommnisse der gesamten internationalen Genossenschaftsbewegung auf dem Laufenden zu halten.

Der **Schweiz. Konsumverein** nimmt ferner Stellung zu den Fragen der nationalen Wirtschafts- und Handelspolitik. Er vertritt dabei energisch den Standpunkt, daß sich die Berufs- und Klasseninteressen der verschiedenen wirtschaftlichen Gruppen den allgemeinen Konsumenteninteressen unterzuordnen haben, und bekämpft alle Bestrebungen, die darauf hinausgehen, veraltete und unzulänglich gewordene Betriebsformen auf Kosten des ganzen Volkes künstlich zu erhalten.

Der **Schweiz. Konsumverein** ist trotz seines reichen und vielseitigen Inhalts eine der billigsten Wochenschriften. Der Abonnementspreis für die Schweiz beträgt per Jahr Fr. 4.—, per Halbjahr Fr. 2.50, für das Ausland bei Zustellung unter Kreuzband Fr. 6.50 per Jahr. Bestellungen nimmt jede Postanstalt, sowie auch das Sekretariat des Verbands schweizer. Konsumvereine, Basel, Thiersteinerallee 14, entgegen. Probenummern werden auf Verlangen unentgeltlich geliefert.

Der Verband schweizerischer Konsumvereine.

Normalstatuten für schweizer. Konsumvereine, unentgeltlich.

Rekursschrift an das Bundesgericht in Sachen der Besteuerung des Konsumvereins in Baden. Von Dr. Hans Müller. 64 Seiten, 80 Cts.

Der Staat und das Steuerrecht der Konsumgenossenschaften. Von Dr. Hans Müller. 44 Seiten, 40 Cts.

Die Stärkung der Gewerkschaftsbewegung durch Konsumgenossenschaften. Von Dr. Hans Müller. 80 Seiten, 50 Cts.

Die Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs im Licht des allgemeinen Interesses. Vortrag von Dr. Hans Müller, Bern 1897. 34 Seiten. 50 Cts.

Der internationale Genossenschaftskongreß in Budapest und seine Resultate. Von Dr. Hans Müller. 106 Seiten, Fr. 1.50.

Die Geschichte der Konsumvereine in England. Der Jugend erzählt von Isa Nicholson. 70 Seiten mit vielen Illustrationen, 25 Cts.

Jahrbuch des Verbands schweizerischer Konsumvereine.
I. Jahrgang 1900 Fr. 2.50, 60 Seiten.
II. Jahrgang 1901 Fr. 3.50, 110 Seiten.
III. Jahrgang 1905, zirka 100 Seiten, Fr. 4.—.

Mißbräuche im Konsumvereinswesen, Referat, gehalten vor der Delegiertenversammlung des V. S. K. in Luzern am 25. Juni 1899 von Chr. Gaß in Basel. 100 Exempl. Fr. 2.—.

Ein Wort zur Lebensmittelteuerung an die bedrückten Konsumenten. Flugblatt mit 2 Illustrationen. 100 Exempl. Fr. 1.—.

Genossenschaftliche Zeitschriften:

Schweiz. Konsumverein, Organ des Verbands schweizer. Konsumvereine. Wöchentlich eine Nummer von 8—12 Seiten. Jahresabonnement: 4 Fr. in der Schweiz, Fr. 6.50 ins Ausland. Auflage 3000 Exempl.

Genossenschaftliches Volksblatt, Organ von 65 schweizer. Konsumvereinen. Erscheint alle 14 Tage. Jahresabonnement 2 Fr. Auflage 62,000 Exempl.

La Coopération, Organe officiel de l'Union suisse des sociétés de consommation et des Coopératives de consommation de la Suisse romande. Journal bi-mesuelle. Abonnement Fr. 2.50 par an.